

Bellis Klee Rosenthal

SILBERBERG  
oder  
DER TRAUM  
VOM REICHWERDEN

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2019

Bibliografische Information durch die  
Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über  
[https://dnb.de/DE/Home/home\\_node.html](https://dnb.de/DE/Home/home_node.html) abrufbar.

ISBN 978-3-96145-762-5

Copyright (2019) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte bei Bellis Klee Rosenthal

Umschlagfotos: Holger Sickmann

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

16,00 Euro (D)

*„Die Aufgabe der Kunst – aller Kunst –  
ist nicht, die Realität abzubilden,  
sondern die Träume der Menschen“*

*Anton Tschebchov*

Ich widme dieses Buch dem Bürgermeister von Lüdenscheid im Sauerland, Dieter Dzewas, der auch unter widrigen Umständen im Umgang mit schwierigen Bürgern und störrischen Politikern immer sein Bestes gegeben hat.

Bellis Klee Rosenthal

## Zur Autorin und zu diesem Buch

Als Nachkriegskind einer Flüchtlingsfamilie von Ost nach West hat die Autorin schon früh erlebt, wie sich ein Flüchtlingsgeschick anfühlt. Diese Wahrnehmung zieht sich durch alle ihre bisherigen Publikationen. Auch im vorliegenden Buch „Silberberg“ geht es unter anderem um Flüchtlinge, die ihr Glück in Deutschland suchen, in einer kleinen Stadt im bewaldeten Sauerland, wo der Mann verwandtschaftliche Wurzeln hat. Da die Autorin von Haus aus (ihre Eltern lebten als Märchenerzähler in Nachkriegs-Deutschland) früh in Berührung mit Märchen gekommen ist, hat sie auch dazu eine besondere Affinität, und so verwundert es nicht, wenn ihre Protagonisten auf der Suche nach Reichtum einem Zwerg und einem Gespenst begegnen, die Wichtiges zu sagen haben. Lokale Sagen und geschichtsträchtige Orte bilden das Szenario für ein Leben im Sauerland in einer nahen Zukunft, in der das Bargeld abgeschafft wurde und das Erdöl weltweit versiegt. Die Bewohner versuchen – unterschiedlich in Stadt und Land – zurecht zu kommen, indem sie das Beste draus machen und auch unter etwas erschwerten Umständen einfach weiterleben: Sie arbeiten hart, sie helfen sich gegenseitig; sie verlieben sich gelegentlich und bekommen Kinder; sie feiern Feste und machen immer wieder Musik. Das Buch ist eine Hommage an das Sauerland und seine Bewohner.

## PROLOG I

Liebe Lyra

Denk Dir, die Busgesellschaft hat das Bargeld schon abgeschafft! Man bezahlt jetzt mit Smartphone oder einer «prepaid» Multifahrten-Karte, die dann jeweils vom Automaten im Bus entwertet wird. Diese muss man, glaube ich, im Internet erwerben, also auch bargeldlos bezahlen. EINE UNVERSCHÄMTHEIT IST DAS! Das heißt, dass ich spontan nicht mehr den Bus zu Dir raus nehmen kann, denn ich habe kein Smartphone bzw. keinen Internetanschluss auf dem Gerät, und ich lasse mich nicht zwingen, den draufzuladen. Und für dich bedeutet es dasselbe, Du hast ja auch keines. Sie wollen uns zwingen, diese Geräte zu benutzen und uns abhängig zu machen vom Internet. Jetzt muss ich ins Busbüro gehen und fragen, ob es noch andere Möglichkeiten gibt, irgendwohin mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu kommen ... Und mit mir bestimmt Hunderte Rentner, denen es ebenso ergeht. Man sieht, die Bargeld-Abschaffung ist in vollem Gange! Mannmann!!! Solange ich das Autochen noch hatte, ging's ja, obwohl es eben manchmal praktischer ist mit Bus. Und im Sommer nehm ich manchmal das E-Bike von Bernhard. Autofahren geht ja eh nicht mehr für Privatfahrten. Darum habe ich es ja auch schon abgemeldet. Kaufen wird das niemand mehr. Aber was mich echt auf die Palme bringt, das ist, wie sie stickum so eine wichtige Umstellung einfach vornehmen, über die Köpfe der Bürger hinweg! Angeblich, weil die Bevölkerung es WILL!!! Wer ist das denn – DIE Bevölkerung – gehöre ich – gehören die vielen anderen Alten und Verweigerer nicht dazu?

Eines Tages werden wir aufwachen und kein Bargeld mehr am Automaten ziehen können, und auch sonst nirgends. In was für Zeiten leben wir nur!

Deine Hetti

## PROLOG 2

„In der Tiefe des Silbergs, bei H., befindet sich ein riesengroßer Silberbaum mit ungeheuren Wurzeln, einem umfangreichen Stamm und dicken, weitverzweigten Ästen, Zweigen und Zweiglein.

Dieser gewaltige Silberschatz wird von dem Volke der Silberzwerge unter ihrem König Silberich bewacht. In alter Zeit befand sich das sogenannte Hollenloch auf der Spitze des Berges, nicht weit von der Stelle, wo heute ein Wegweiser steht. Diesem Loch entstiegen zuweilen die Zwerge und wurden von vorübergehenden Wanderern gesehen. Sie trugen Zipfelmützen, die mit silbernen Glöckchen besetzt waren. Ihre Kleider waren überreich mit Silberzierrat bedeckt; ihre Schühchen hatten silberne Schnällchen.

All das erzählten die Augenzeugen, und bald verbreitete sich die Kunde von dem Silberreichtum des Silberges weit und breit.

Eines Tages erschien eine Anzahl Menschen vor dem Hollenloch und begann einen Schacht zu schlagen. Die Zwerge gerieten samt ihrem König in furchtbare Aufregung und versuchten, die Arbeit der Menschen zu hindern. Aber es gelang ihnen nicht.

Als die Menschen nun den Stollen zu schlagen begannen, hielt König Silberich mit seinem Volke in einem unterirdischen Saal eine große Ratsversammlung ab. Ein kluger Zwerg riet, durch Bloßlegung der kleinsten Silberzweiglein im Gestein die Menschen irreführen, so dass sie den Stollen in falscher Richtung fortreiben würden. Dies gelang den Zwergen vollkommen. Zwar fanden die Menschen am Anfang einiges Silbererz, aber mit der Zeit wurde es immer weniger, so dass sie es bald aufgaben.

Mit großer Freude stellten die Zwerge fest, dass ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Noch heute sitzen die letzten von ihnen im Silberg und bewachen den großen Silberschatz. Aber

durch die Erfahrung gewitzigt, lassen sie sich nicht mehr in ihrer wirklichen Gestalt sehen. Haben sie das Bedürfnis, ans Tageslicht zu kommen so huschen sie mit Tarnkappen bedeckt unsichtbar durch die Gebüsch des Silbergs.“

*(Nach einer alten sauerländischen Sage)*

## ANKUNFT IN DER STADT AUF DEM BERG

Es war 5 nach 12. Zwei geisterhaft glühende, runde Riesenaugen erschienen im Schneetreiben, kamen mit lautem Kreischen näher – die Scheinwerfer des Regionalzugs, der jetzt gebremst wurde. Langsam lief er in den eingleisigen Bahnhof ein, pünktlich wie immer. Endstation! Mit Zischen und Fauchen kam die alte Dampflok zum Stehen.

„Der Zug endet hier. Wir bitten alle Fahrgäste, auszusteigen und wünschen Ihnen noch ...“, rumpelte die müde Stimme aus dem Lautsprecher. Nur wenige Fahrgäste folgten der Aufforderung, genau gesagt nur zwei, denn mehr waren offenbar nicht mitgekommen. Es war der letzte Zug für heute.

Dick verummt standen diese beiden letzten Passagiere nun dicht beieinander auf dem Bahnsteig, der von allen Seiten vom Winterwind durchweht wurde. Kein Bahnhofsgebäude bot Schutz, denn das war vor langer Zeit abgerissen worden. Es hieß, es werde einfach nicht mehr gebraucht. Zu der Zeit kamen wenige Reisende in die Stadt auf dem Berg, und zu wenige fuhren weg. Jeder der konnte, fuhr mit seinem Auto. Man glaubte auf den Wartesaal verzichten zu können. Hauptsächlich wegen der Kosten. Einen richtigen Bahnhof zu unterhalten ist teuer, man muss ihn reinigen und heizen und instand halten. Die wenigen Fahrgäste, die zu der Stadt auf dem Berg fuhren, oder von dort weg, deckten diese Kosten nicht mehr. Und doch, seit einiger Zeit waren es wieder mehr geworden ...viel mehr sogar!

Die kleinere, unförmigere der beiden Gestalten hatte sich bei der größeren untergehakt und hielt sich dicht bei ihr. Es war Dezember und eisig kalt. Sie sahen sich um, schienen sich zu beraten.

Aus dem Schatten eines Pfeilers löste sich eine dritte Gestalt, die dort wohl gewartet hatte, eben so verummt. Sie ging auf die

beiden Kömmlinge zu, blieb vor ihnen stehen, redete. Deutete in eine Richtung, hinaus aus dem Bahnhofsgelände. Während die beiden die Köpfe in die gezeigte Richtung wandten – über ihnen brannte die einzige Lampe der Station – sah man, dass es eine Frau und ein Mann waren. Dann setzte sich die Gruppe in Bewegung, in eben diese Richtung.

Seit Wochen war fast kein Tag vergangen, ohne dass Menschen neu angekommen waren in der kleinen Stadt auf dem Bergplateau. Sie alle waren auf der Flucht – vor keinem Krieg, vor keiner Verfolgung, sondern vor dem Hunger. Das Jahr hatte nur Missernten gebracht im ganzen Land. Die Felder waren seit vielen Jahren schon erodiert von ständiger Gülle-Ausbreitung, von Insektiziden und Pestiziden, ohne die die genmanipulierten Monokulturen schon lange nicht mehr wuchsen. Der ausgelaugte Boden trocknete im Sommer aus und wurde von Stürmen weggeblasen, im Herbst von Regengüssen fortgeschwemmt. In weiten Teilen des Landes wuchs nichts mehr. Die unberechenbar gewordene Witterung sorgte für weitere Ausfälle.

Das war übrigens nicht nur in diesem Land der Fall, sondern in fast allen europäischen Ländern. Bis auf die wenigen Enklaven, die seit Jahrzehnten biologisch bewirtschaftet worden waren. Dort gab es noch alles – nur nicht für die ganze Bevölkerung. Es reichte gerade für die jeweils umliegenden Gemeinden.

Die kleine Stadt auf dem Berg war eine solche Gemeinde. Es gab im Kreis mehrere Biobauern. Viele hatten als Kleingärtner angefangen und ihren Überschuss abgegeben. Niemand musste hungern. Später wurden sie immer mehr nachgefragt, bis sie noch die einzigen Produzenten waren. Das hatte sich herumgesprochen. Inzwischen empfing man also Flüchtlinge aus dem ganzen Land. Und es waren bei weitem nicht mehr nur Ausländer, sondern genau so oft Landsleute. Sie suchten Arbeit und Brot.

„Wir sind gleich da“, sagte die Frau, die als letzte gekommen war. „Es sind nur etwa zweihundert Meter!“

Sie folgten der Linkskrümmung der Straße zwischen den vier- und fünfstöckigen verschneiten Häusern hindurch, die man nur schemenhaft erkennen konnte, denn es gab keine Straßenbeleuchtung. Nur wenige Fenster waren noch erleuchtet. Die Straße war tief verschneit und ohne Fahrzeuge.

Heftig atmend und leicht gebeugt blieb die Frau, die kleinere der beiden Neugekommenen, stehen, stützte sich auf den Arm des Mannes, der den anderen Arm um sie gelegt hatte. Nach einer Weile konnte sie weitergehen. Die Führende hatte gewartet. Offensichtlich war die neu Angekommene schwanger. Wenige Schritte, und sie standen vor einem Kirchenportal. Man klopfte mit dem Metallklopfer außen, eine kleine Tür im schweren Türflügel wurde einen Spalt breit nach innen geöffnet und der bemützte Kopf eines alten Mannes erschien von drinnen. Als er die drei sah, nickte er und zog die Tür mit Anstrengung auf. Sie traten ein. Wärme umfing sie.

In der Kirche war es dunkel, bis auf eine kleine Seitenlampe neben dem Eingang. Die beiden Neulinge schauten umher, sahen sich an. Staunen und Freude drückte sich in ihren Gesichtern aus, als sie nun ihre Kapuzen nach hinten schoben und die Nässe von ihren Mänteln klopfen.

Aus dem Kirchenschiff waren die Bänke entfernt worden. Sie waren ersetzt durch offensichtliche Campingliegen, die dicht an dicht standen, besetzt und belegt von unzähligen Menschen, großen und kleinen. Dazwischen Stellwände als Sichtblenden. Die meisten Menschen hier schienen zu schlafen, ein hundertstimmiges Atemkonzert schwoll an und ab, sehr ähnlich dem sanften Rauschen der Brandung eines stillen Meeres. Ein paar Schnarcher hoben sich aus diesem Windkonzert heraus. Einige Leute waren noch wach, saßen auf ihren Betten und unterhielten

sich leise. Der hohe Raum des Kirchenschiffs war erfüllt von einer leise wabernden Geräuschwolke.

„Aber wo ...“, begann die kleine Frau, deren großer Leib in keinem Verhältnis zu ihren sonstigen Proportionen stand.

„Kommen Sie nur“, sagte die Führerin mit einem Lächeln, wobei sie tastend einen Weg bahnte durch die ausgebreiteten Habseligkeiten der Schlafenden. „Oben ist noch Platz“, zeigte sie zur Empore hinauf.

„Dort ist es auch wärmer als hier unten.“

Mit sichtlicher Anstrengung erklimmte die Schwangere, geschoben und gehalten von ihrem Begleiter, die gewundene Steintreppe, die zur Empore führte. Auch hier oben alles bedeckt von Campingbetten, die genau die Breite der Emporenpodeste hatten, denen man die früheren Kirchbänke nicht mehr ansah. Noch ein paar tastende Schritte, und sie waren bei zwei leerstehenden Liegen angekommen. Rasch rafften die Umliegenden ihre Kleidung von den unbesetzten Betten, denn sie sahen, dass auch diese jetzt belegt wurden. Seufzend ließ die Frau sich auf eine der Liegen sinken, die unter dem Gewicht leicht nachgab und leise quietschte.

„Dort vorne, neben der Treppe, ist eine provisorische Toilettenkammer“, wies die Führerin mit leiser Stimme, „damit man nicht immer die Treppe hinunter muss. Dort gibt's auch ein Waschbecken mit fließendem Wasser. Leider keine Dusche, die ist nur unten, hinter der Apsis.“

Die Schwangere lächelte matt von ihrer in Besitz genommenen Liege herauf. Sie schien jetzt mit allem zufrieden.

„Für Essen und Trinken gehen Sie in die Eingangshalle“, erklärte die Führerin dem Mann. „Dort stehen Plastikschüsseln mit Lebensmitteln, Brot, Käse, Nudelsalate und so weiter. Jeder nimmt sich, was er braucht, ohne zu fragen. Wir füllen einmal am

Tag nach. Bisher hat es immer für alle gereicht.“ Sie ließ den Blick von der Empore durch das ganze Kirchenschiff schweifen. Über hundert Menschen hatten sich hier gelagert, das Fassungsvermögen der hohen Kirche war erschöpft, mehr würde man nicht unterbringen können. Aber die Feiertage standen bevor, vielleicht kehrte jetzt Ruhe ein, dass niemand mehr kam. Heute war Heiligabend. Eine Kirche als Herberge.

„Ich muss jetzt gehen“, die Frau wies mit dem Kopf in die Richtung, aus der sie hereingekommen waren, zum schweren Portal. „Richten Sie sich ein, so gut es geht. Der alte Mann an der Tür ist hier eine Art Hausmeister. Er heißt Herr Bräucker. Früher war er hier Küster, als die Kirche noch für den Gottesdienst genutzt wurde. Er kennt sich aus. Sie finden ihn in der Sakristei, wenn irgendwas ist. Unser Büro ist übrigens gegenüber, auf der anderen Straßenseite. Wir sehen uns morgen, gute Nacht!“

Und mit einem Seitenblick auf den enormen Bauch der Jüngeren, die jetzt mit Anstrengung versuchte, sich die Stiefel von den Füßen zu ziehen, schien sie sich vergewissern zu wollen, dass es heute Nacht noch nicht soweit sein würde.

Mitten in der Nacht weckte die Frau den Mann, der dicht bei ihr auf der Liege daneben schlief. Ihre Hand rüttelte sacht seine Schulter. Sie stöhnte leise. Er schien tief zu schlafen und es dauerte lange, bis er sich aufrichtete.

„Es kommt“, sagte sie leise, „unser Kind ... kommt!“ Dann zog sie geräuschvoll die Luft ein, und atmete langsam aus. Er war aufgestanden und an die Brüstung der Empore getreten. Alles war still und dunkel in der großen Kirche, alle schliefen. Unten bei der Tür brannte das Notlicht.

„Is there a midwife in this house?“, rief er laut in den Raum, und dann gleich noch auf deutsch: „Ist eine Hebamme hier?“

Niemand antwortete.

Wieder rief er von der Empore herab; und noch einmal. Vielstimmiges Gemurmel war die Antwort. Endlich, da rief jemand von der Empore gegenüber: „You need midwife? Where?“ Eine weibliche Stimme.

Eine kleine, zarte Frau, klein wie ein Kind, mit losem Schal um den Kopf, erschien nun bei der Schwangeren, die schon heftig und tief aus und ein atmete. Die Verschleierte legte ihr eine armreifgeschmückte Hand auf die Stirn, die andere Hand auf den Bauch, und als diese die Augen öffnete, nickte sie ihr zu.

„I am Anusha, from Pakistan“, sagte die kleine Frau mit dem Schleier freundlich lächelnd. „What’s your name?“

„Betty“, schnaufte die Angesprochene, „I’m Betty . . .“

„Willst du, dass ich dir helfe, Betty? Ich habe schon vielen Frauen geholfen, ihr Baby auf die Welt zu bringen . . .“ Betty nickte. Sie schnaufte schon wieder, ein und aus, Pause, ein und aus . . .

Anusha strich ihr über die Stirn und stand auf.

„Wir brauchen ein festes Bett“, sagte sie leise zu dem Mann, der neben Bettys Liege hockte und ihre Hand hielt, „oder eine Matratze. Kannst du den Alten da unten fragen?“

In der Sakristei fand Bettys Mann den Alten, den Küster Bräucker. Er saß auf seinem Bett und schaute auf seinen Stock gestützt in die hohen gotischen Bogenfenster, die so kunstvoll aus buntem Glas zusammengesetzt waren, und die jetzt durch den hellen Sternenhimmel und den Widerschein des Neuschnees auf den Dächern wie magisch erhellt wurden. Eine Szene von Maria mit dem Kind auf dem Arm war da sichtbar. Daneben, das musste Josef sein, dachte der werdende Vater, der dem Blick gefolgt war.

„Meine Frau bekommt ein Kind“, sprach er den Alten an. „Sie braucht ein festes Bett zum Gebären, hat die Hebamme gesagt.“

Langsam erhob sich der Alte, auf seinen Stock gestützt. Er wies auf sein Bett. „Dieses hier“, sprach er mit einer hohen heiseren Greisenstimme, „ist das einzige, was wir hier haben. Legen Sie die Frau da hinein!“

Mit Mühe und immer wieder neuem Innehalten schafften es Anusha und Max, die Hochschwängere auf der steilen Treppe nach unten zu bugsieren. In kürzester Zeit hatte die Pakistani eine große Plastikplane und ein Bettuch zum Unterlegen organisiert sowie mehrere Handtücher.

„Ich brauche heißes Wasser“, sagte sie zu dem alten Mann, und er ging nachschauen, ob eine der Schüsseln mit Lebensmitteln leer war, wusch sie, und dann setzte er einen Kessel mit Wasser auf den kleinen Gaskocher in der Sakristei.

Betty atmete indessen tief aus und ein. Sie wollte auch nicht liegen, sondern ging vor dem Bett in die Hocke, während ihr Mann hinter ihr saß, so dass sie sich gegen seine Unterschenkel lehnen konnte, und er legte seine Arme um sie. Leise sprach er mit ihr, er hatte seine Wange leicht auf ihren Kopf gelegt, sie boten ein Bild völliger Ruhe und Gelassenheit. Nur wenn die Wehen kamen, ließ Betty sich auf Hände und Knie nieder und atmete tief in ihren großen Bauch, ein – aus – ein – aus ...

„Ihr beide seid gut vorbereitet“, sagte Anusha lächelnd, als sie eine Weile zugesehen hatte. „Aus welchem Land kommt ihr?“

„Indonesien ... Sumatra“, sagte Max, der nur Augen für seine Frau hatte.

Die junge Hebamme hatte inzwischen alle Neugierigen, die sich in der Sakristei drängten, hinauskomplimentiert und verschloss die Tür. Sogar der alte Küster musste sich eine andere Lagerstatt suchen.

„Wir brauchen hier noch eine Liege“, Anusha sah sich um. „Es kann sein, dass die Wehen eine längere Pause haben. In der Zeit müssen wir uns alle ausruhen. Bitte hol mir meine Liege von oben. Frag nach meiner Mutter, sie zeigt sie dir!“

Sie hatte richtig geschätzt, denn Betty hatte auf einmal keine Wehen mehr, und Anusha sorgte dafür, dass sie sich hinlegte. „Das passiert oft“, sagte sie lächelnd zu der Erstgebärenden während sie deren Bauch abtastete. „Es liegt schon sehr tief, dein Kind, ruh dich aus, danach kann es schnell gehen ...“

Dann ruhten sie alle drei, die an der Geburt beteiligt waren. Mann und Frau lagen dicht beieinander auf dem festen, breiten Bett, das ihnen der alte Küster so bereitwillig überlassen hatte. Anusha hatte ihre Liege gegenüber, unter dem großen Fensterbild, aufgestellt.

Eine Viertelstunde wartete Anusha, ohne dass die Geburt vorankam. Dann stand sie auf, ging zum Wasserkessel, der jetzt vor sich hin summt, und schüttete etwas von dem heißen Wasser in die bereitgestellte Schüssel mit kaltem Wasser. Wärmte vorsichtig ihre Hände darin. Wieder strich sie der Gebärenden sanft mit den Fingern über die Stirn, bis diese die Augen aufschlug.

„Komm, es geht weiter!“

Mit ihren erwärmten Fingern konnte sie im Inneren der Gebärenden den Kopf des Kindes schon tasten. „Schon sehr weit offen!“, freute sie sich, und Betty lächelte auch. Dann, ganz plötzlich kamen die Presswehen, und die Gebärende wurde von ihnen überrollt.

„Ausatmen. Anhalten. Hecheln“, kommandierte Anusha. Sie fühlte der Gebärenden den Puls. „Langsam, langsam! Die Schmerzen sind schlimm, ich weiß, aber gleich hast du's geschafft. Denk an dein Kind! Jetzt pressen! Lass mich fühlen – ja,

es kommt gleich – Wenn du jetzt das Gefühl hast, du musst aufs Klo, dann press auch genau so! – Komm du!“, sprach sie den Mann an, „wir halten ihr die Beine hoch, stemm dich gegen den einen Fuß, ich nehme den anderen, damit sie besser pressen kann.“

Betty schnaufte schwer, sie lag auf dem Rücken und atmete tief in den Bauch, hin zu ihrem Kind, das jetzt mit Macht auf die Welt drängte.

„Streichele ihren Bauch mit der anderen Hand!“, gebot sie dem werdenden Vater, und er gehorchte. Beide Helfer mussten sich mit aller Kraft gegen die Füße stemmen, da kam jetzt mehr Kraft von Betty als sie normalerweise gebrauchte. Diese enorme Körperkraft, die eine Gebärende bei der Geburt ihres Kindes entfaltet, wird vom Leben freigesetzt, das aus sich selbst neues Leben hervorbringt. Und diese Kraft würde ausreichen, einen Viertausender zu erklimmen, erzählte Anusha dem etwas verwirrten und erschöpften werdenden Vater, der aber kaum richtig zuhörte.

Dann kam die letzte Presswehe und das kleine neue Leben flutschte aus Betty heraus wie am Ende einer Rutschbahn ... Anusha fing es mit kundiger Hand auf und wickelte es sofort in ein warmes Handtuch und legte es der jungen Mutter auf den Bauch. Morgendämmerung erhellte fahl die hohen, bunten Fenster.

„Es ist ein Junge!“, sagte sie leise. „Ihr habt einen Sohn! Mit der Nabelschnur warten wir noch einen Augenblick! Die Nachgeburt wird auch gleich noch kommen.“

Und damit brach sie in Tränen aus, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und ließ sich so auf ihre Liege fallen, wo sie sich ganz einrollte wie ein Embryo.

Es sollte lange dauern, wochenlang, bis die beiden glücklichen, neugebackenen Eltern den Grund für die plötzlichen Tränen ihrer Hebamme erfahren würden.

Der Morgen war da, es war Weihnachten. Im Kirchenschiff wurde es lebendig. Die Nachricht von der Geburt eines Kindes in der Nacht war in aller Munde. Sie versammelten sich vor der verschlossenen Tür der Sakristei, alle wollten das Neugeborene sehen, aber Anusha hatte von innen zugeschlossen. Flüsternd und raunend unterhielten sie sich im Kirchenraum. Da kam auf einmal ein Ton von der Empore geflogen – und noch einer, und noch einer ... Orgeltöne waren es, und sie reihten sich aneinander zu einem jubelnden Lied, einem Weihnachtslied, das nun alle, gleich welcher Religion sie angehörten, gleich, welche Sprache sie sprachen, tief in ihrem Innersten anrührte.

„Euch ist ein Kindlein heut geboren“, spielte Max, denn er war es, der an der Orgel saß und mit Händen und Füßen seine Freude verkündete.

## EINQUARTIERUNG

Hetti Schulte-Burgwinckel stand in ihrer Haustür und starrte auf das graue Blatt Papier, das sie aus dem Briefumschlag gezogen hatte. Ein Fahrradbote hatte ihn an der Tür überreicht. Immer wieder erstaunlich, fand Hetti, wie die Boten selbst beim dicksten Schnee durchkamen.

Aber nun las sie den Brief, ohne zu kapieren. Offensichtlich von der Stadtverwaltung. Was wollten die von ihr?

„... haben Sie bei der letzten Wohnungszählung angegeben, zwischen fünf und zehn freie Zimmer im Haus zu haben. ... Im Hinblick auf den verhängten Notstand erlaube ich mir laut § ... Ihnen zwei Personen zuzuweisen, welche kürzlich zugezogen und derzeit wohnungslos sind. Für die Unterhaltskosten inklusive Miete kommt die Gemeinde auf. Mit freundlichen ...“

Also das war es! Hatte sie es nicht seit langem befürchtet? Nun war es also soweit: Man hatte ihr Flüchtlinge zugewiesen, und es war eine Anordnung des Bürgermeisters. Da man im Notstand lebte, hatte sie sich zu fügen.

Für Hetti Schulte-Burgwinckel war das schrecklich. Sie war gewohnt, Herrin in ihrem Haus zu sein, so wie sie es über 30 Jahre lang gewesen war. Nur mit ihrem Mann hatte sie zuletzt das große Haus geteilt, nachdem ihre vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, aus dem Haus und ins Ausland verzogen waren. Sie vermisste die Kinder schmerzlich; auch Enkel hatte sie nicht. Komischerweise waren ihre Kinder alle keine Familienmenschen.

Hetti hatte sich nach dem Tod ihres Mannes schrecklich einsam gefühlt. Oft hatte sie auch Angstzustände gehabt ... warum? Es machte ihr Angst, alle Dinge allein zu entscheiden. Ob sie den Telefonanbieter wechseln sollte; ob sie es schaffen würde, noch einen Sprachkurs zu machen (mit Mitte sechzig); ob sie in einer Kirchengemeinde aktiv werden sollte; ob sie sich einen Hund anschaffen sollte. All das und vieles andere hatte sie früher mit Bernhard besprechen können. Seit seinem Tod konnte sie in jedem Fall nur überlegen: Was würde er sagen, was ich tun soll? Meistens klappte das auch. Das Schlimme war, sie hatte jetzt alle Freiheit, sie konnte alles machen, was sie wollte. Das machte ihr Leben unübersichtlich. Die Qual der Wahl! Und trotzdem war ihr ihre Freiheit mehr Wert als alles. Aber genau diese unbedingte Freiheit machte sie so einsam.

Einmal, als Bernhard noch lebte, hatten sie eine junge Frau oben unterm Dach wohnen lassen, aber es ging nicht. Die alte Holzterrasse knarrte durchs ganze Haus, wenn die Mieterin spät abends heim kam. Noch schlimmer war es, wenn sie zu zweit heim kam ... In diesem Haus hörte man einfach alles, egal, wo man sich aufhielt. Und eine Mieterin war eben kein Ersatz für Kinder. Konnte man in einem Familienhaus mit fremden Men-

schen zusammenleben? Hetti konnte und wollte es nicht, und darum stand das Haus leer. Zwar, seit Bernhard gestorben war, bewohnte Hetti nur noch das Souterrain mit Ausgang zum Garten. Die zwei Zimmer genügten ihr, und zur Küche stieg sie die kleine Wendeltreppe ins Erdgeschoss hoch. Die restlichen 10 Zimmer des Hauses waren ungenutzt. Weihnachten kamen meist ihre Kinder, danach war das ganze Jahr über wieder nichts los. Platz gab's also genug. Trotzdem, sie fühlte sich schon bei der Vorstellung in ihrer Freiheit eingeschränkt und auch beobachtet, wenn Fremde im Haus waren ... Ja, und genau das sollte nun passieren ... Noch nicht mal erwähnt, wovon sie denn alle leben sollten, wo es doch nichts mehr zu kaufen gab! Und Hetti war froh, dass sie über einen prall gefüllten Vorratskeller verfügte.

Sie musste es Lyra sagen. Ja, sofort anrufen! Lyra wusste immer Rat ...

Lyra Eisenblatt war mit Hetti Schulte-Burgwinckel befreundet, seit letztere vor vielen, vielen Jahren mit Familie im Dorf zur Miete wohnte, im Hause der Bauersleute Vom Dorfe, deren Tochter seit dem Tod der alten Bäuerin auf dem Hof eine Hundepension betrieb. Lyras und Hettis Kinder, die etwa gleichaltrig waren, hatten oft zusammen gespielt. Später waren aber alle verschiedene Wege gegangen, und Familie Burgwinckel zog in die Stadt, wo sie die Stadtvilla kauften, damit Bernhard Burgwinckel, der Rechtsanwalt war, im Erdgeschoss eine Anwaltskanzlei einrichten konnte. Bernhard war letztes Jahr verstorben, so dass seine Frau allein im Haus zurückblieb. Die Kanzlei war schon lange geschlossen, weil sich dafür, als Bernhard in Pension ging, kein Nachfolger gefunden hatte.

„Stell dir vor, was passiert ist“, legte Hetti los, als Lyra sich meldete, und war wieder mal froh, dass sie sich aussprechen konnte. „Die haben mir Flüchtlinge im Haus einquartiert! ... Nein, sind

noch nicht da, aber bestimmt bald! ... Nein, weiß ich nicht, anscheinend ein Paar ... Oh mein Gott, und ich muss ihnen auch meine Bettwäsche geben, und Handtücher. Das werden sie ja nicht dabei haben ... Doch, Flüchtlinge nehme ich an! Nein, ich weiß nicht, aus welchem Land.“

Sie war jetzt still und lauschte in den großen, altmodischen Hörer hinein (Die Kinder hatten ihr zwar zu Weihnachten eins von diesen tragbaren Dingern für unterwegs geschenkt, aber sie benutzte es zu Hause nicht.) Was meinte Lyra? Hetti war manchmal ein wenig schwerhörig.

„Ich sagte, wart's erst mal ab!“, schrie Lyra von der anderen Seite ins Telefon (Immerhin lebte sie zwanzig Kilometer außerhalb, da musste man schon etwas lauter sprechen, dass die in der Stadt es hören konnten, sagte sich Lyra verständnisvoll). „Weißt du, ich würde mir manchmal wünschen, dass jemand im Haus wär. Aber ich hab nie einen, der mir mal ein bisschen hilft. Außer bei der Ernte, das mache mer ja alle gemeinsam. Nee, der Michael ... der ist immer auf Tour, das weißt du ja. Und wenn der lilmetallicfarbene Mercedes vorm Haus steht, weiß ich genau, er ist am Schlafen, ich darf nicht stören ... Tut er übrigens seit drei Tagen ... Was er macht? Ja, der arbeitet doch nachts ... ja, als Diedschee, das weißt du doch. Oder er ist wochenlang unterwegs mit seiner Band. Nee, ich wollte nur sagen, sei erst mal froh, dass du Hausbewohner hast. Vielleicht sind sie ja für irgendwas gut. Musst sie halt anstellen. Frag sie einfach mal ...

Wie, ob sie Deutsch können? Lernen müssen sie es sowieso, und beim praktischen Arbeiten geht's doch am besten! Nee, ich hab leider niemand zum Helfen, nur Tomjones, der kann gar nix, nur Katzen hinterherbellen, das kanner. Is aber 'n lieber Hund, er kuckt immer so treu unter sein' Pony ... woll, Tommy?“